

Blut und Hoden: Die Leiber der Künstler

Kunstgeschichte. Große Kunst drückt Geistiges aus? Ach was: Wie sehr Begierde, Verdauung und Krankheit ihrer Schöpfer einfließen, zeigt ein neues Buch.

VON KARL GAULHOFER

Wo der gelbe Flecken ist und wo der Finger hindeutet, da tut es mir weh.“ Mit einem durchdringenden, grimmigen Blick schaut der 40-jährige Albrecht Dürer den Betrachter aus seiner Zeichnung an. Der Finger weist auf die linke Flanke, mit dem gelben Kreis auf Höhe der Milz. Adressat ist ein in der Ferne weilender Arzt. Und doch ist der Männerakt mit dem sorgfältig wiedergegebenen Bart- und Haupthaar ein meisterliches Blatt. Der Künstler zeigt sich im doppelten Sinne selbstbewusst – bewusst seiner Schaffenskraft und seines leidenden Körpers. Auch noch den Schmerz trägt er als das „Signum seines Weltverhältnisses“, wie Andreas Beyer schreibt.

Der deutsche Kunsthistoriker macht sich in seinem reich bebilderten Buch „Künstler, Leib und Eigensinn“ auf die Suche nach etwas Rarem: den Spuren der Verwobenheit von Kunstwerken und den Körpern ihrer Schöpfer. Er konstatiert: Obwohl bildende Kunst direkt unsere Sinne anspricht, obwohl wir das Gesamtwerk eines Künstlers „Corpus“ nennen, ist doch „die Geschichte der Ästhetik von Leibfeindlichkeit geprägt“.

Kunst solle etwas rein Geistiges ausdrücken, lautete lang das Dogma. Noch Hegel setzte ihren Wert umso höher an, je mehr sie sich vom Materiellen löst – von der Architektur über die Bildhauerei zur Malerei. Und diesem Ideal hatten sich auch die Kreativen zu beugen: Ihr irdisches Ich muss hinter dem ideellen Schöpfungsakt verschwinden.

Marina Abramović stellt sich aus

Freilich haben die Modernen und die Zeitgenossen dagegen kräftig revoltiert. Marcel Duchamp stellte 1946 sein eigenes Sperma im Rahmen aus. Nicht wenige Kollegen taten es ihm nach, mit Ausscheidungen aller Art. Marina Abramović setzte sich 2010 in ihrer Performance „The Artist Is Present“ neunzig Tage lang vollleiblich in Szene. Valie Export, Maria Lassnig, Andy Warhol, Joseph Beuys – sie alle haben sich selbst zum leibhaftigen Kunstwerk erklärt.

Aber das ist schwer errungen, eine provokante Frucht der langsam reifenden Einsicht, dass Geistiges erst in der Interaktion von Körper und Welt gedeihen kann. Wo liegt die Quelle dieser Erkenntnis? Sicher schon in der Antike. Aber erkennbar zu



Zeigt her eure Brüste: In ihren Fotoserien stellt die US-Künstlerin Cindy Sherman historische Bildmotive nach – oft auch mit ihrem eigenen Körper.

[Picturedesk.com]

sprudeln begann sie erst in der Renaissance und im Manierismus. Hier vor allem wird Beyer fündig. Er erzählt vom holländischen Maler Cornelis Ketel, der den Pinsel verschmähte und es virtuos verstand, mit bloßen Fingern und Füßen zu malen. Von Dürer, der nicht nur seinen Doktor „briefte“, sondern auch den Schuster: Mit Stift und Tusche entwarf er seine eigenen Schuhe, samt exakten Anweisungen für die Fertigung. Und von Raffael, der wie kein anderer die Einheit von Künstler und Werk symbolisierte. Dieses lebende Gesamtkunstwerk aus Urbino war ein Influencer der Renaissance.

Als Vorläufer von Instagram und Co. dienten die damals so beliebten Künstlerlebensbeschreibungen. Was hat doch der multiple Biograf Giorgio Vasari in seinen „Vitae“ dem großen Raffael nicht alles attestiert: „Anmut, Fleiß, Schönheit, Bescheidenheit und beste Umgangsformen“, eine jede Lebensäußerung umspannende „Grazia“. Aber ach, auch erotische Hyperaktivität: „Raffael frönte maßlos den Liebesfreuden.“ Und deshalb, vermuteten damals viele, sei er so früh gestorben, schon mit 37 Jahren.

Michelangelo hingegen wurde fast neunzig, wie zum Beweis, denn er inszenierte sich als Raffaels Gegenpol. Vom Koitus schrieb er: „Wenn du dein Leben verlängern willst, dann praktiziere ihn nicht, und wenn doch, dann so wenig wie möglich.“ Auch beim Essen war das Universalgenie unge-

mein genügsam. Er zeichnete zwar Einkaufszettel, besorgte sich aber meist nur Brot und wenig Wein. Auch auf Schlaf verzichtete er, um sich auf die Arbeit zu konzentrieren. Doch sogar diese asketische Haltung verband noch Leben und Werk. Denn Michelangelos Schaffen verdankte sich einem „auszehrenden physiologischen Vorgang“, wie Beyer schreibt. So ist wohl das Bekenntnis zu verstehen, dass er einem Bildhauerkollegen anvertraut haben soll: „In meinen Werken scheiße ich Blut.“

Architektur aus Delikatessen

Den sinnlichen Freuden des Lebens ungleich mehr zugetan war hingegen Giovanni Antonio Bazzi. Da der exzentrische und modevernarnte Maler seine ausgelassenen Feste mit jungen Männern feierte und deren freizügige Posen auf seinen Fresken verewigte, nannten ihn in Florenz bald alle Sodoma. Und da er sich, in einer erstaunlich frühen Vorform von Gay Pride, von diesem Spottnamen geschmeichelt gefühlt hat, ist er bis heute unter ihm bekannt.

Andrea del Sarto erkundete indes die Grenzzone zwischen Kunst und Kulinarik: Der Maler baute das Florentiner Baptisterium aus Delikatessen nach. Mit Kapitellen aus Parmesan, Gesimsen aus Zuckerguss, der Kanzel aus Kalbfleisch und einem Lasagnebuch auf dem Pult – und die Skulpturen der Sänger ersetzten gegarte Drosseln. Was

der Mensch verzehrt, muss er auch ausscheiden. Der angeblich bildschöne, aber menschenscheue Manierist Pontormo schrieb ein „Libro Mio“, laut Beyer einer der „Gründungstexte der europäischen Biographik“.

Während der Florentiner Maler an Fresken in San Lorenzo arbeitete, flossen in seinem Buch Berichte über den Arbeitsfortschritt und peristaltische Diagnosen ineinander: „Dienstag einen Schenkel gemacht, der Durchfall mehrte sich, war vermischt mit roter Ruhr und weißer. Mittwoch ging es mir schlechter, so dass ich zu jeder Stunde musste.“ Endlich die physische und artistische Erlösung: „Donnerstagfrüh zwei feste Würste gekackt, sie kamen raus, als wären's lange, weiche Baumwolldochte. Ziemlich gut war das Abendessen in San Lorenzo, vortreffliches Siedfleisch und die Figur wurde fertig.“ Leider sind die Fresken zerstört, aber Entwürfe blieben erhalten. In den Szenen der Sintflut und der Auferstehung der Toten, mit ihren verschlungenen Leibern und exponierten Gesäßen, erkannte ein Experte „intestinale Kompositionen“.

Damit bleibt als Fazit zu Beyers schönem Band ein Vorrang Pontormos: Bis heute ist niemandem eine ähnlich innige Verzahnung des Metaphysischen mit dem Metabolischen gelungen.

Andreas Beyer: „Künstler, Leib und Eigensinn“, Verlag Wagenbach, 320 Seiten, 37,10 Euro.

Virus und Krieg haben auch die sprachliche Form der Neujahrswünsche verändert. An den Komparativ kann man sich gewöhnen.

Auf ein besseres! Und guten Rutsch in den Sommer der Liebe!

METAWARE



VON THOMAS KRAMAR

Es wechseln die Zeiten, da hilft kein' Gewalt“, dichtete Brecht, und diesfalls war Bob Dylan mit ihm d'accord. Dessen „The Times They Are A-Changin'“ lief neulich im Kaffeehaus meiner Wahl, und zwar ganz leise, was ja paradoxerweise bewirkt, dass es sich erst recht nachhaltig ins Hirn schleicht. Das tat es und katalysierte folgende Gedanken. (Was vielleicht eine alte Forderung unterstreicht: Keine Musik im Kaffeehaus!)

Auch die Grußformeln wechseln, da hilft kein' Gewalt. Die mehr routinieren als rituellen Glück- und Segenswünsche, mit denen wir alltägliche Begegnungen begleiten, haben sich allmählich vom Beginn der Begegnung an ihr Ende verlagert. Man verabschiedet einander im Kaffeehaus, Supermarkt oder Amt mit „Schönen Tag noch“ oder dergleichen.

Daran kann man sich gewöhnen. Schlechter gewöhnt man sich an die wohl aus Niedersachsen importierte Variante: „Einen schönen Tag noch für Sie, na?“ Wenn schon, dann gleich mit echtem Dativ, bittschön.

Weniger allmählich scheinen sich die Neujahrswünsche zu ändern: von

„Ein gutes neues Jahr“, in Bayern und Österreich lässig zu „A guaz neix“ verkürzt, zu „Auf ein besseres!“ Das hat 2021 begonnen: Nach dem ersten Coronajahr 2020 waren viele offenbar der Ansicht, dass dieses uns so enttäuscht habe, dass das neue Jahr „nur besser werden“ könne und müsse, wie in Standardkonversationen gern erklärt und bestätigt wurde.

Nachdem sich dieser Wunsch zweimal nicht wirklich erfüllt hat, scheint er als Grußformel sprachlich bereits fixiert. Und das ist eigentlich erfreulich. Er verströmt ein Flair des Fortschrittsglaubens und der Fortschrittshoffnung, das uns lang gefehlt hat. Ältere (nein, nicht Alte) erinnert

„It's getting better all the time!“ Das Mantra aus dem Beatles-Song fördert Optimismus.

es an „Getting Better“, den Beatles-Song aus dem Jahr 1967, genauer: aus dem Juni 1967, als man einen „Summer of Love“ nahen fühlte.

Einen solchen könnte man auch wieder einmal proklamieren. Und durch adäquate Playlists unterstützen, die man etwa via Spotify (Fortschritt!) in die Lokale schmuggelt und die nur optimistische Lieder enthalten, von „Good Day Sunshine“ bis „I'm So Glad“. Wenn etwaige anwesende Nick-Cave-Jünger protestieren, streuen wir ihnen Blumen auf die schwarzen Gewänder, und alles wird vielleicht nicht gut, aber besser.

E-Mails an: thomas.kramar@diepresse.com